

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 15 (1914-1915)

Artikel: Der europäische Krieg [Schluss]
Autor: Bovet, E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-764023>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER EUROPÄISCHE KRIEG

XXIX.

SCHWIERIGE ZUHÖRER.

Eine bündnerische Zeitung, in der mein Artikel über das italienische *Grünbuch* besprochen wurde, ist mir von einem Anonymus mit einer Randbemerkung zugeschickt worden, die sich auf einen Vortrag bezieht, den ich im Dezember 1914 in Chur gehalten habe. Nach dem Anonymus soll ich gesagt haben: „Wir (französische Schweizer) anerkennen die große Organisationskraft, die Disziplin und Ordnung der Deutschen, — aber wir wollen gar keine Disziplin, wir wollen keine Ordnung.“ So etwas habe ich nie gedacht und also auch nie gesagt. Seit Jahren habe ich wiederholt und mit aller Deutlichkeit die Forderung der *demokratischen Selbstdisziplin* betont; in diesem Sinne habe ich z. B. das Buch von de Traz: *L'homme dans le rang* mit Begeisterung besprochen, so dass ein sehr bekannter Oberstdivisionär mir schrieb: „Wenn alle Schweizer wie Sie denken würden, wäre es eine Freude, Soldat zu sein“. Mit derselben Logik bin ich auch seiner Zeit für das Recht auf Arbeit und für das Streikpostenverbot eingetreten. Meine Worte in Chur lauteten also: „Wir bewundern die Organisation und die Disziplin der Deutschen, als Schweizerdemokraten wollen wir aber keine *solche* Disziplin und keine *solche* Ordnung“. Der anonyme Kritiker hat eben das gehört, was er gerne hören möchte; ihm zu lieb kann ich aber meine Überzeugung nicht ändern, und halte an der Forderung der demokratischen Selbstdisziplin fest, sowohl den Freunden des Schlendrians als den Aposteln des Drills gegenüber. Wir Schweizer haben *unser* Ideal, *unsern* Geist, und daher *unsere* Wege. Davon lasse ich nicht ab, so lange ich als Schweizer leben darf.

XXX.

MILITÄRISCHE DISZIPLINBEGRIFFE.

Unter diesem Titel hat die *Neue Zürcher Zeitung* Betrachtungen gebracht, die mit folgenden Worten schließen (No. 1137 vom 31. August):

„Heute wo der Krieg an der Landesmark steht, wo das ganze Land auf die Schlagfertigkeit der Armee so große Stücke hält, ist es geradezu ein Frevel, den für die Unverletzbarkeit unserer Grenzen verantwortlichen Truppenführern die Aufgabe damit zu erschweren, dass man, durch systematischen Appell an das im Soldaten ruhende bürgerliche Selbstbewusstsein, die Disziplin — das kostbarste Gut des soldatischen Wertes einer Armee — untergräbt.

Das darf nicht länger so sein. Wenn wir auch den Zwitterzustand unseres Wehrbetriebes, der in der engen Verquickung militärischer und bürgerlicher Interessen seinen Ursprung hat, kaum je ganz aus der Welt schaffen können, so ist es doch im gegenwärtigen Augenblick geboten, die Forderung auszusprechen, dass es mit dem landläufigen Vorurteil gegen die Offiziersautorität ein Ende haben muss.

.... Möge also der Bürger den Soldaten mit idealistischen und zärtlichen Wünschen, die im Felde bloß zur bitteren Ironie der Kriegsgebräuche werden müssen, unbehelligt lassen“.

Diese deutliche Sprache ruft einer deutlichen Antwort.

Versteht man unter „Offiziersautorität“ den Gehorsam jedes Untergebenen, die strikte Erfüllung jeder Pflicht, auch der anstrengendsten, versteht man noch mehr darunter, nämlich die allgemeine Achtung vor dem Soldaten, ja die ständige patriotische Mitarbeit des Bürgers im Zivilkleide mit dem Bürger im Wehrkleide, so bin ich mit dem Verfasser des Artikels in der *N. Z. Z.* durchaus einverstanden. In diesem Sinne forderte ich hier von dem Publikum den Gruß vor der Fahne.¹⁾ Von den vielen Klagen, die man hört, über Strapazen, Irrtümer und Missgriffe verschiedener Art, ist von vornherein anzunehmen, dass ein guter Teil unbegründet ist, und dass im Übrigen solche Fehler in einem großen Betriebe unvermeidlich sind. Auch da wo die Klagen berechtigt scheinen, glaubte ich immer, man solle schweigend lernen, und das Gute, Schöne, Große in den Leistungen unseres Heeres stets in den Vordergrund rücken.

Man scheint aber weiter gehen zu wollen. Die „enge Verquickung militärischer und bürgerlicher Interessen“, die wir als eine Mitarbeit und republikanische Solidarität begrüßen, bedauert man als einen „Zwitterzustand“, den man aus der Welt schaffen möchte; der Appell an das bürgerliche Selbstbewusstsein des Soldaten ist ein „Frevel“. Damit wirft man eine prinzipielle Frage auf, mit der unsere Existenz direkt zusammenhängt. Der Soldat soll kein Bürger mehr sein, so lange er den Waffenrock trägt, und folgerichtig hat

¹⁾ „Hut ab!“ in *Wissen und Leben*, 15. März 1915. (VIII. 384).

auch der Bürger kein Verhältnis mehr zur Armee. Man will die Elemente trennen, die wir immer enger vereinigen *wollten*, und deren Vereinigung Europa bei uns bewunderte.

Die Trennung der beiden Elemente (mit Vorherrschaft des militärischen) entspringt einem bestimmten System. Ich denke nicht daran, hier dieses System an sich zu kritisieren; in Deutschland leistet es ja Vorzügliches. Die Frage ist nur, ob es für unsere schweizerische Demokratie passt. Wir haben schon wiederholt aus Frankreich und Deutschland Einrichtungen übernommen, die dort gut waren, deren Einführung wir jedoch bitter bereuten. Noch nie war aber die Gefahr so groß, wie im vorliegenden Falle. — Ich brauche wohl gar nicht zu beweisen, dass die Unterdrückung des bürgerlichen Selbstbewusstseins in unseren Soldaten bei uns einfach Selbstmord wäre; wer das nicht sofort fühlt, der ist bereits unserer nationalen Eigenart entfremdet.

Es handelt sich hier nicht um Welsche oder Alemannen, um Taugliche oder Untaugliche. Bei den Welschen kenne ich verschiedene Anhänger des vorgeschlagenen Systems, und umgekehrt weiß ich wie tüchtige, begeisterte Offiziere aus allen Gegenden der Schweiz dieses System bekämpfen. — Es handelt sich um eine politische Weltauffassung.

Die Schweiz ist nur als Republik und Demokratie denkbar. Sie lebt für den Frieden und nicht für den Krieg. Jeder Schweizer ist in erster Linie, und in jeder Situation, ein Bürger. Das Heer, das wir zur Verteidigung brauchen, hat sich darnach einzurichten, genau wie es etwa in Russland mit ganz anderen Faktoren zu rechnen hat. Diesem Heere wollen wir die größten Opfer bringen, nur das unserer politischen Überzeugung nicht. Und so bleibt die Zivilbehörde bei uns die allerhöchste. In letztem Grunde ist der Bundesrat, und kein Anderer, für „die Unverletzbarkeit unserer Grenzen verantwortlich“. Hinter ihm steht ein Volk von Bürgern, von denen man nicht verlangen darf, dass sie mit den Zivilkleidern auch das Selbstbewusstsein ablegen. Sie haben gar keine Lust, ihre Ideale mit den „Kriegsgebräuchen“ zu vertauschen.

Diese Worte wird man hoffentlich verstehen; uns allen, den Soldaten, den Offizieren und den Untauglichen, täte es leid, wenn man uns zwingen sollte, noch mehr zu sagen.

FREVELHAFTE MANÖVER.

Kürzlich wurde dem Gesandten der Vereinigten Staaten in Bern ein Bericht zugeschrieben, der auf eine bevorstehende Beteiligung der Schweiz am Kriege hingewiesen haben sollte. Die Sache war glatt erfunden. Wo und wie und wozu ist die Lüge entstanden? Sie bezweckte wohl, bei Frankreich und Italien einen Verdacht gegen die Schweiz zu wecken; aus einem solchen Verdacht kann ja allerlei werden . . . Wer hatte aber ein Interesse daran? Die Vermutungen darüber können verschieden ausfallen.

Viel klarer ist die Meldung, welche die *Frankfurter Zeitung* sich am 7. September von ihrem „Privatkorrespondenten“ in Bern telegraphieren ließ. Es heißt da, seit zwei Wochen bringe Italien bedeutende Kräfte an der Schweizergrenze zusammen, nicht um selbst anzugreifen, sondern um einen Angriff von seiten Frankreichs zu erleichtern.

So war es Manchem nicht recht erklärlich, warum einzelne Zeitungen die Meldung zwar mit dem gebotenen Vorbehalt und doch in einer Umrahmung brachten, die die Neugierde, wenn nicht geradezu das Aufsehen wecken musste. Man weiß ja, wie viele Leser gewisse Nachrichten, die ihren stillen Hoffnungen entsprechen, gerne glauben, auch wenn diese Nachrichten mit Fragezeichen versehen sind.

Ich bin auch neugierig, doch nach einer etwas andern Richtung. Wie heißt wohl der Privatkorrespondent der *Frankfurter Zeitung*, der in Bern über so „gute Quellen“ verfügt? Der Herr scheint von der moralischen Wirkung, die die Verletzung der belgischen Neutralität hatte, noch keinen richtigen Begriff zu haben. Er meint offenbar, die ganze Welt habe „die Sentimentalität gründlich verlernt“, wobei unter Sentimentalität bekanntlich jede „nicht militärische Rücksicht“ zu verstehen ist. Sein Versuch, bei uns den Verdacht zu wecken und zu nähren, wäre geradezu drollig, wenn er nicht ein interessiertes Manöver wäre und wenn er nicht mit anderen Dingen zusammenfiele, über die zu schweigen besser ist.

Besteht ein Zusammenhang zwischen dieser „Meldung“ und der andern, die man dem Gesandten der Vereinigten Staaten zu-

schreiben wollte? Will man uns durch eine Serie von Verdächtigungen in eine schwierige Lage bringen? — Es wäre doch interessant, den Namen des Privatkorrespondenten zu kennen; er ist für uns etwas gefährlicher als die *Bibliothèque universelle*, die zum erstenmale in den hundertzwanzig Jahren ihres Bestehens vom Blitze der Zensur getroffen wurde.

XXXII.

„UNDESIRABLE“.

Was ich eben von der *Bibliothèque universelle* gesagt habe, soll nicht als eine Beschönigung des inkriminierten Artikels des Herrn Stapfer aufgefasst werden. Stapfers Angriffe gegen den deutschen Kaiser, den er für den Krieg verantwortlich macht, sind in den Hauptgedanken nicht nur grob beleidigend, sondern geradezu läppisch. Ich darf sagen, dass man in Lausanne, und gerade bei der Leitung der konfiszierten Zeitschrift, die Taktlosigkeit lebhaft bedauert. — Die Veröffentlichung (übrigens als Fortsetzung einer im März begonnenen Artikelserie) ist einem Versehen, einer Reihe von unglücklichen Umständen zuzuschreiben, die sich durch den Wechsel der Redaktion mitten in den Ferien erklären. Und wer hätte geglaubt, dass der sonst unschädliche Paul Stapfer, dem man höchstens Vielschreiberei vorwarf, plötzlich zu einem tollwütenden Lamme werden konnte?

Was der *Bibliothèque universelle* passierte, kann gelegentlich jeder Redaktion passieren. Es liegt hier keine Absicht vor. Und man wird nicht vergessen, dass die *Bibliothèque* die ehrwürdigste Vertreterin der europäischen Kultur in unserem Lande ist. Seit hundertzwanzig Jahren arbeitet sie an unserer moralischen Einigung; sie gehört zu unserer Geschichte.

Das Betragen des Herrn Stapfer diene dagegen als eine Warnung, genau wie das des „Privatkorrespondenten“, von dem weiter oben die Rede war. Zu viele Ausländer missbrauchen unseren Boden, unsere Druckereien, um ihrem Hasse, ihren Intriguen zu dienen. Aus welcher Himmelsrichtung sie auch kommen mögen, *diese* Gäste sind uns ebenso „undesirable“ wie Herr Dumba in den Vereinigten Staaten.

LAUSANNE

E. BOVET